

Insel

Elizabeth
von Arnim
Verlobung
in Luzern

Roman

Aus dem Englischen von
Helga Herborth

Elizabeth von Arnim, geboren am 31. August 1866 in Sydney, ist am 9. Februar 1941 in Charleston/South Carolina gestorben.

Empörung im Haus des Bischofs – die wohlbehütete Tochter hat sich verlobt! Mit einem deutschen Pastor! Und dieser erscheint unvermittelt, um seine Verlobte in ihr zukünftiges Zuhause in Kökensee im fernen Ostpreußen zu bringen. Doch die Freuden des Ehelebens werden bald getrübt. Der Pastor spricht seiner jungen Frau von der heiligen Mutterpflicht, er, der es ansonsten mit seinem göttlichen Auftrag nicht sonderlich genau nimmt. Durch die sonntäglichen Predigten fühlt er sich bloß gestört in seiner eigentlichen Arbeit, der Entwicklung neuer Düngemittel. Und Ingeborg – eher wie ein Blatt im Wind wird sie durch ihr eigenes Leben geweht und stößt immer wieder an die harten Mauern der Konvention.

Mit witzig-satirischer Feder beschreibt Elizabeth von Arnim die Tücken eines Frauenlebens, das von einer Abhängigkeit in die nächste wankt, den Vater durch den Ehemann ersetzt und bestenfalls vom Regen in die Traufe kommt.

Der verfilmte Roman »Verzauberter April« sowie ihre Romane »Elizabeth und ihr Garten«, »Elizabeth auf Rügen«, »Alle meine Hunde«, »Einsamer Sommer«, »Liebe«, »Die Reisegesellschaft«, »Jasminhof«, »Vater«, »Vera«, »Sallys Glück«, »April, May und June«, »Priscilla auf Reisen«, »Ein Chalet in den Bergen« sowie »In ein fernes Land« zählen in den gebundenen wie in den Taschenbuchausgaben zu den Bestsellern des Insel Verlags. Und in der Bibliothek Suhrkamp ist erschienen: »Der Garten der Kindheit«.

insel taschenbuch 1965
Elizabeth von Arnim
Verlobung in Luzern



Elizabeth von Arnim

Verlobung in Luzern

Roman

Aus dem Englischen von

Helga Herborth

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1997

insel taschenbuch 1965

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33665-5

Verlobung in Luzern

Teil I

Kapitel 1

An jenem Aprilmittag fühlte sie sich so beschwingt und befreit, daß sie meinte, aller Goldlack der Welt habe sich am Anfang der Regent Street versammelt, nur damit sie in Wohlgeruch wandle.

Sie war in dieser überschwenglichen Stimmung, die kleine, mausfarbene gekleidete junge Dame, die mit langen Schritten von der Harley Street aus in südliche Richtung ging, weil ihr gerade ein Zahn gezogen worden war. Nach Wochen stumpfer Teilnahmslosigkeit bebte sie wieder vor Empfänglichkeit, fand wieder Geschmack am Leben, seinem schrillen Lärm, dem munteren Treiben um sie herum, der Geschäftigkeit der vorbeieilenden Menschen. Ach, welche Schönheit, solche *Schönheit*, dachte sie und bezähmte ihren Wunsch, inmitten der hastigen Betriebsamkeit zu trödeln, um sich alles genau zu besehen – die Schönheit des Himmels über den Hausdächern, die Zartheit des Dunstes, der dort über der Straßenbiegung hing, die Fröhlichkeit der Lichter, die gerade in den Lädenschaufenstern angingen. Wirklich, welche aufregende Farbe London doch hatte! Wie eine Perle war er, dieser Spätnachmittag, zart und blaß mit einem leichten blauen Schimmer. Und was seinen Duft anging, wirklich, sie bezweifelte, ob es selbst im Himmel besser riechen konnte, nun, so interessant ganz bestimmt nicht. »Und keinesfalls«, sagte sie sich, wobei sie den Kopf genießerisch in die Luft reckte, »konnte es dort *lebendiger* riechen.«

Sie selbst hatte sich jedenfalls noch nie so lebendig gefühlt. Wie elektrisiert war sie, und es hätte sie nicht überrascht, wären Funken aus den Spitzen ihrer schlichten

Handschuhe gestoben. Denn sie war nicht nur so plötzlich, daß sie es kaum fassen wollte, von dem bohrenden Zahnschmerz befreit, sondern auch zum ersten Mal in ihrem zweiundzwanzigjährigen Leben allein. Selbst ohne die Zahnangelegenheit hätte das ausgereicht, eine pflichtbewußte, gehorsame, überbeanspruchte Tochter in prickelnde Aufregung zu versetzen. Ein solches Prickeln hätte sie schon verspürt, wäre ihr innerhalb der grauen Gartenmauern daheim durch einen wunderbaren Zufall ein ganzer freier Tag in den Schoß gefallen. Aber in London frei und müßig zu sein, sie alle so weit weg zu wissen! Ihre Familie unten im Westen war auf die Entfernung notgedrungen verstummt und erschien ihr bereits eigentümlich konturenlos und verblaßt. Dabei hatte sie ihre Lieben doch erst heute morgen verlassen. Es war nur neun Stunden her, seit ihr Vater ihr vom Portal aus nachgewinkt hatte. Schön wie ein Erzengel stand er da, mit silbrigem Kopf und gamaschierten Beinen, einer Miene aber, die verriet, wie widerwillig er sich ins Unvermeidliche schickte. »Und komm erst wieder zurück, Ingeborg«, hatte er in die Droschke gerufen, wo sie die Hand an die Wange gepreßt saß und sich mühte, nicht vor Schmerz den Kopf hin und her zu werfen, »wenn du wieder völlig hergestellt bist. Und sollte es eine Woche dauern. Oder gar zehn Tage! Laß sie dir alle nachgucken.«

Denn der Zusammenbruch Ingeborgs, aus der unversehens ein stummes, fiebriges Schmerzensbündel geworden war, hatte das geordnete Leben daheim aus der Bahn geworfen. Eine Woche lang ertrug ihre Familie diese Störung mit Anstand und kaum einem vorwurfsvollen Blick. Dann schickten sie Ingeborg zum Zahnarzt von Redchester, mit dessen Diensten man bisher stets zufrieden gewesen war. Der gute Mann quälte sie jedoch mit einer provisorischen Füllung und verwandelte den bis dahin dumpfen, verhalte-

nen Schmerz in einen bohrenden und stechenden. Schließlich konnte ihre Familie nicht mehr gegen das Gefühl an, daß Selbstbeherrschung die Lage für alle erheblich erleichtern würde. Gewiß, die christliche Nächstenliebe gebot, weiterhin höflich zu schweigen, auch wenn Ingeborg sich täglich mehr gehenließ, aber allmählich fand die Familie die Einhaltung dieses Gebots doch zu beschwerlich. Die Wünsche des Bischofs warteten vergeblich auf Erfüllung. Dreimal war er ohne Verabschiedung allein am Bahnhof abgereist und bei der Rückkunft nicht empfangen worden. Knöpfe, weil sie nicht ordentlich zugeedrückt wurden, platzten an seinen Gamaschen auf, und das an solch unpassenden Orten wie Eisenbahnabteilen. Briefe blieben unbeantwortet, wichtige Briefe. Verabredungen, hochbedeutende, wurden mangels Erinnerung nicht eingehalten. Zum Schluß, als Ingeborg nicht einmal mehr zu antworten geneigt schien, wenn angesprochen, oder sich zu rühren, wenn gerufen, lag auf der Hand, daß diese Apathie und dieses Sichverkriechen nicht länger hingenommen werden konnten. Entgegen allen Traditionen und Familienprinzipien ließ man die junge, unverheiratete Frau von der Kette. Widerwillig wurde Ingeborg nach London zu einer Kapazität in Sachen Zähnen geschickt – nun, man ließ sie ja schließlich nicht zu ihrem Vergnügen fort –, »Deine Tante möge uns verzeihen«, sagte der Bischof, »daß du sie so überraschend überfällst.«

Die Tante, eine ernsthafte, tatkräftige Dame, hatte auf politischen Versammlungen im Norden zu tun und war an genau jenem Morgen abgereist. Sie hatte Ingeborg einen Brief und ihr Haus hinterlassen – für so lange, wie der Zahnarzt sie brauchte. Der Zahnarzt, der beste, der für Geld zu haben war, brauchte Ingeborg fast überhaupt nicht. Mit unfehlbarer Sicherheit spürte er sofort das Übel an der Wurzel

auf und entfernte es samt Zahn. Es gab keine Füllungen, keine Verzögerungen, keine Schmerzen und keine Tante. Nie war das Leben so herrlich einfach gewesen. Befreit und mit zehn Pfund in der Tasche ging Ingeborg von ihm fort die Harley Street hinunter. Für den Rest dieses bemerkenswerten Tages und für ein oder zwei Stunden morgen früh, ehe sie sich von Paddington auf den Heimweg machte, konnte sie tun und lassen, was sie wollte.

»Gott, nichts kann mich daran hindern, heute abend zu unternehmen, was ich *will*«, dachte sie und blieb ruckartig stehen, als ihr plötzlich die ganze Herrlichkeit ihrer Lage dämmerte. »Gott, ich könnte in einem wirklich vornehmen Restaurant dinieren, genau wie die Leute es wahrscheinlich in all den Büchern tun, die ich nicht lesen darf, und danach ins Theater gehen, – niemand kann mich daran hindern. Sogar ein Varietétheater könnte ich besuchen, wenn ich Lust hätte, und *auch das* kann mir niemand verbieten!«

Verwegene Vorstellungen, die sie zum Lachen brachten – seit Wochen hatte sie nicht gelacht –, wirbelten ihr durch den Kopf. Sie sah sich selbst in ihrem mausfarbenen Kleid, wie sie Kellnern in Räumen voller Marmor und Gold ihre zehn Pfund zeigte und sie dazu brachte, sie respektvoll und zuvorkommend zu behandeln. Ein schillerndes Gewebe wagemutiger Taten entspann sich in ihrem Kopf, und sie lächelte über ihr Spiegelbild in den Schaufenstern, an denen sie vorüberging, lächelte über die Schlichtheit und Unscheinbarkeit der Hülle, die diese kühnen Gedanken enthielt. Ja, sie konnte sich einen Wagen mieten – nur telefonieren, in fünf Minuten wäre er da, und im Zwielflicht zum Richmond Park oder nach Windsor fahren. Sie war noch nie im Richmond Park oder in Windsor gewesen. Sie war noch nie irgendwo gewesen; aber sie war sich sicher, daß es

dort draußen Fledermäuse, Sterne und Wasser gab, Bäume in weichem Dämmerlicht und daß es nach feuchter Erde roch. Sie könnte ein Weilchen dort herumfahren, ganz langsam, um alles zu *fühlen*, dann zurückkehren und irgendwo zu Abend essen – im Ritz zum Beispiel, von dem sie, als der Bischof einmal kurz sein Arbeitszimmer verließ, aus den Augenwinkeln hastig in den interessanteren Teilen der *Times* gelesen hatte –, ja, einfach hineinspazieren ins Ritz! Oder sollte sie vor der Ausfahrt etwas essen? Ja, zuerst das Dinner – und vielleicht doch lieber im Claridge statt im Ritz. Nein, nicht im Claridge. Sie hatte eine Tante, die dort wohnte, eine andere Tante, die Schwester ihrer Mutter, reich und mächtig, und es war immer das beste, reichen und mächtigen Tanten nicht in die Arme zu laufen. Lieber ein Dinner im Thackeray Hotel. Dort stiegen die Verwandten ihres Vaters ab, gutaussehende, ernsthafte Männer, die einst Kuratsgeistliche und, noch früher, brave und hübsche Säuglinge gewesen waren. Das Thackeray lag in der Nähe vom British Museum, hatte sie gehört. Und sowohl Name wie Umgebung deuteten auf vornehmere Eleganz hin als das Ritz. Ja, im Thackeray wollte sie ihr Dinner einnehmen und in Luxus schwelgen.

An diesem Punkt, sie kam gerade an dem mit Köstlichkeiten gefüllten Schaufenster eines Delikatessenladens vorbei, wurde ihr, mit Freuden und zum ersten Mal seit Wochen, bewußt, daß sie hungrig war; so hungrig, daß sie kein Dinner oder Supper oder sonst etwas Zukünftiges wollte, sondern sofort etwas. Sie betrat den Laden, und all ihre güldenen Visionen vom Ritz und dem Thackeray wurden in einer riesigen Tasse heißer Schokolade ertränkt (sie hatte das Gefühl, das sei genau das richtige Getränk für eine Bischofstochter ohne Anstandsdame und bestellte die größte Tasse für Vierpence).

Es war sechs Uhr, als sie, erstaunlich gesättigt, aus diesem merkwürdigen Laden trat, wo ältere Männer mit gebeugtem Rücken und müden Augen hastig verlorene Eier an kühlen kleinen Marmortischen ohne Tischdecken verzehrten.

Ihr Kopf war auf sonderbare Weise zur Ruhe gekommen. Sie wollte nicht mehr ins Ritz. Nein, mit dem Kakao in sich, der ihr Inneres wie ein Mantel wärmte – beinahe wie ein Wintermantel aus dichtem Pelz, fand sie –, war ihr die Vorstellung, irgendwo zu Abend zu essen widerwärtig. Sie fühlte sich immer noch unternehmungslustig, aber ein wenig träge. Sie dachte jetzt eher an Dinge wie frische Luft und Bewegung. Nach der Hitze und dem Geglitzer eines Varietés-Theaters war ihr auch nicht mehr. Jenes unschuldige Getränk hatte einen Geschmack, der sich nicht mit Varietés vertrug; etwas so Besänftigendes und Reines lag darin, das sie daran gemahnte, daß sie die Tochter eines Bischofs war. Und während sie sich gemessenen Schritts von dem Delikatessenladen entfernte, fiel ihr wieder ein, daß sie eine Mutter auf einem Sofa hatte, eine Schwester, die so schön war, daß einem das Herz überging, und eine einst unbezähmbare Schülerschar, die jetzt zu ihr aufsaß – kurz, sie hatte eine Stellung zu wahren. Sie war immer noch glücklich, aber auf eine durch und durch anständige Art; und wahrscheinlich wäre sie in dieser wohligen und besänftigten Gemütsverfassung zum Haus ihrer Tante am Bedford Square zurückgekehrt, hätte den Abend mit einem Buch verbracht und sich früh schlafen gelegt, wäre ihr Blick im Vorübergehen nicht auf ein Plakat vor einem Geschäft gefallen, auf dem ein See und Berge abgebildet waren und in Großbuchstaben geschrieben stand:

EINEWOCHE IM SCHÖNEN LUZERN
SIEBEN TAGE FÜR SIEBEN GUINEEN

Wer sich der nächsten Tour anschließen möchte, erkundige sich in unserem Büro.

Nun war Ingeborgs Großmutter mütterlicherseits Schwedin gewesen, ein kraftvolles Geschöpf, das sich aufs Skifahren verstand, eine junge Frau, die, als der müde englische Gentleman, der Ingeborgs Großvater war, unverhofft ein Auge auf sie warf, nichts mehr liebte als freies Reden und Denken, den Geruch der üppigen Wälder und Walderdbeeren mit Sahne. Bis zu dem Tage, als sie sich aus ganz unerfindlichem Grunde mit dem matten Fremden trauen ließ, hatte sie inmitten schöner großer Dinge gelebt – großer Wasserflächen, großer Berge, großer Winde, großer Einsamkeit. Und als Ingeborg, die nie aus England herausgekommen war und ihr ganzes bisheriges Leben in dem lieblichen und feuchten Westen verbracht hatte, das Bild von dem großen See und dem großen Himmel im Fenster in der Regent Street sah, griff es ihr sofort ans Herz.

Es waren die Finger ihrer Großmutter.

Ingeborg stand da und starrte auf das Foto, das eine vage Erinnerung in ihr wachrief, die sie sich angestrengt mühte, deutlicher zu fassen. Es war die flüchtige, ferne Erinnerung an etwas Schönes, das sie einst gekannt hatte. Ja, es war in ihr, dieses Bild von Größe und Schönheit – aber irgendwie entschwand es ihr immer wieder. Die Anforderungen des täglichen Lebens im bischöflichen Haushalt daheim, die atemlose Verfolgung ihrer Pflichten, von morgens bis abends die Hast, all ihren Aufgaben nachzukommen, des Bischofs Knöpfe, des Bischofs Reden, des Bischofs Abreisen mit dem Zug, seine Allgegenwart, wenn er zu Hause war, seine überwältigende Masse an Korrespondenz, wenn er fort war – »Sie ist meine rechte Hand«, pflegte er mit verhaltenem Lob zu sagen –, die Redchester Teegesellschaften, zu

denen ihre Mutter wegen des Sofas nicht gehen konnte, die Gartenparties in der Grafschaft, zu denen Judith begleitet werden mußte, die Besucher, die Wohltätigkeitsbasare, die kirchlichen Aufgaben, die Hatz, der Lärm – einfach unglaublich, wie laut das Leben daheim war – all dies hatte jenen Teil von ihr begraben und erstickt, ausgelöscht und zum Verstummen gebracht, in dem ein kleines bißchen von ihrer Großmutter schlummerte. Jetzt jedoch erhob sich diese kraftvolle und impulsive Dame mit aller Macht in ihr. Und die Enkelin war in genau der richtigen Verfassung, sich von ihr beeinflussen zu lassen. Sie stand gebannt da, voller Sehnsucht, ganz von Skandinavien erfüllt, und lag sofort im Widerstreit mit sich.

Warum eigentlich nicht? Wie sie schon früher am Nachmittag verwundert festgestellt hatte, war der Bischof auf die Entfernung schon ganz verblaßt und zusammengeschrumpft. Außerdem hatte er Vorkehrungen getroffen und eine Ersatzsekretärin engagiert; sein Kaplan war in Kenntnis gesetzt; sogar Judith würde sich vielleicht nützlich machen, und ihre Mutter war sicher auf dem Sofa verstaut. Vor einer Woche erwartete niemand sie zurück, jedenfalls nicht früher, als ihre Zahnschmerzen aufgehört hätten. Und befände sich der Zahn noch in ihrem Mund, *würde* er schmerzen. Hätte der Arzt beschlossen, ihn zu plombieren, wären zweifellos vierzehn Tage vergangen, ehe ein solch entsetzlicher Schmerz hätte unterdrückt werden können. Und die zehn Pfund, die ihr Vater ihr für Taxifahrten, Trinkgelder und dies und jenes gegeben hatte, auf vierzehn Tage verteilt – was wäre davon wohl übriggeblieben? Außerdem hatte er gesagt – in dem Bestreben, daß niemand seine Großzügigkeit bei der ganzen lästigen Angelegenheit anzweifeln solle – ja, das hatte der Bischof tatsächlich gesagt, und zwar in jenem salbungsvollen Verkündungston, der oft auch seine

weltlichsten Äußerungen begleitete – sollte etwas übrigbleiben, dürfe sie es behalten und für sich verwenden.

»Dein Vater ist sehr gut zu dir«, sagte ihre Mutter, in deren auf dem Sofa ausgestreckter Anwesenheit das großzügige Angebot ausgesprochen wurde. »Aber Bischöfe« – der Gedanke hüpfte durch Ingeborgs ungeordneten und sprunghaften Verstand – »müssen schließlich gut sein« – (doch sogleich fing sie den Gedanken mitten im Sprung wieder ein, damit er nicht übermütig werde). »Vielleicht kannst du dir einen neuen Frühlingshut kaufen«, fügte ihre Mutter noch hinzu.

»Ja, Mutter«, sagte Ingeborg und preßte sich die Hand an die Wange.

»Und vielleicht sogar eine Bluse«, sagte ihre Mutter nachdenklich.

»Ja, Mutter.«

»Vergiß nicht, meine Liebe, ich *brauche* Ingeborg hier«, sagte der Bischof, dem bei der Vorstellung einer dringend benötigten, durch Blusen aufgehaltene Tochter sehr unwohl war. »Das vergißt du hoffentlich nicht, Ingeborg.«

»Nein, Vater.«

Und hier stand sie und vergaß es. Sie starrte auf ein ganz gewöhnliches Plakat und vergaß es. Was das Ritz und Thackeray mit all ihren Lockungen nicht vermocht hatten, bewirkte dieses schlichte Bild. Sie vergaß den Bischof – oder vielmehr, auf die Entfernung erschien er ihr so klein, so winzig, nichts weiter als eine kümmerliche, schwarze Figur mit einem weißen Tupfer obendrauf, verglichen mit dieser Vision erhabener Berge und weiten Himmels, daß sie ihn vorsätzlich aus ihrem Gedächtnis strich. Sie vergaß die sich aufhäufende Arbeit. Sie vergaß, daß all ihre Schritte vorher abgeseget werden mußten. Ein Strudel von Skandinavertum, eine wilde Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuer

ergriff sie und zog sie von der Straße in einen Raum voller Landkarten und Fahrpläne und hilfsbereiter, in Mahagoni eingerahmter junger Männer.

»Wann – wann –«, stammelte sie atemlos und wies auf das Duplikat des Plakats, das im Innenraum hing, »wann beginnt die nächste Tour?«

»Morgen, Madam«, sagte der junge Mann, an den ihre Frage gerichtet war.

Feierlichkeit überkam sie. Das war Vorsehung, sie fühlte es. Ihr innerer Widerstreit legte sich. Sie kämpfte nicht mehr mit sich. »Ich fahre«, verkündete sie.

Und aus ihren zehn Pfund wurden zwei Pfund dreizehn, und als sie wieder auf die Straße trat, hatte sie nur noch einen Gedanken im Kopf. Morgen ging es auf die Reise.

Kapitel 2

Am nächsten Morgen wurde sie vom mit dieser besonderen Dent's Tour betrauten Reiseleiter am Charing Cross Bahnhof aufgelesen und zusammen mit neun anderen Ausflüglern in ein Zweiteklasse-Abteil verfrachtet. Im Nebenabteil waren noch mehr Teilnehmer – Ingeborg zählte achtzehn, die sich alle zugleich um den Reiseleiter scharten und ihn mit Fragen bedrängten –, daneben gab es noch eine Anzahl normaler Reisender, die mit Feriengesichtern hin und her hasteten und lärmten; außerdem einige durchgebrannte Paare. Und alle schienen so ungeduldig auf die Abfahrt zu warten wie sie.

Dem gequälten Ausdruck in ihren Gesichtern nach wurden die durchgebrannten Paare bereits von Zweifeln geplagt, wenn nicht gar Reue. Aber Ingeborg bereute nichts, obwohl sie ihren Vater täuschte, dem, da er Bischof war, nie etwas